Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 1 (1936)
Heft: 4

Artikel: Warum die Zwerge aus dem Härdwybliloch verschwanden
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859740

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wer hilft mit?

Nicht wahr, die Dichterin hat es gut getroffen mit der Schilderung des gruseligen, ungemütlichen Ortes? Man meint gerade, man müsste das Aufatmen spüren, am Schlusse, wo es wieder in den lieben Sonnenschein hinausgeht. Und es kommt uns recht begreiflich vor, dass sich an solche unheimliche Orte früher allerlei düstere Geschichten knüpften, unsere Volkssagen. Gleicherweise, wie der Epheu um altes Burggemäuer rankt, so spinnt auch dort die Sage allerlei Geschichten längst vergangener Zeiten. Wo aber eine sonderbare Naturerscheinung oder Missbildung sich zeigt, da ist gleichfalls die Sage rasch bei der Hand mit einer — oft heiteren — Erklärung, desgleichen, wo ein unverständlicher Flurname den Leuten ein Rätsel aufgibt, oder wo die Kirche weit abseits vom Dorf einsam gelegen ist. Für all das hat die Sage eine Deutung bereit. Von Geschlecht zu Geschlecht wurden diese Erzählungen weitergegeben, abends «zwischen Licht», wenn man im Dämmerstündchen ein wenig plauderte oder beim Spinnet und beim Abendsitz, wo man Aepfel schnitzte oder Nüsse aufknackte, wenn's an's Oelen ging, da wanderten sie auf, alle die Schreckgespenster, bis den jüngern Zuhörern die Füsse zappelig wurden. Die heutige Zeit mit ihrer geschäftigen Betriebsamkeit hat meist nur ein mitleidiges Lächeln für solche «abergläubische» Erzählungen. Was wunder, wenn dieses alte Sagengut in Vergessenheit gerät, verloren geht! Und doch steckt in mancher dieser kurzen Erzählungen irgend ein geschichtlicher Kern. Namentlich bieten Sagen von verschwundenen Städten, Klöstern u. dgl. der heute immer mehr an Boden gewinnenden Urgeschichtsforschung oft wertvolle Hinweise.

Es sind darum die Endsunterzeichneten seit Jahren bemüht, dieses Sagengut zu sammeln, um dereinst das Beste davon als

«Sagensammlung von Baselland»

zu veröffentlichen. Der Lehrerverein von Baselland hat seine Mithilfe zugesagt. Mancher schöne Beitrag ist schon eingegangen. Doch zeigen sich für einzelne Orte immer noch Lücken. Wir richten deshalb an alle Leser die freundliche Bitte, sie möchten uns ihnen bekannte Sagen mitteilen. Namentlich laden wir diejenigen ein, welche vorgedruckte Formulare bezogen haben, uns dieselben wieder zuzustellen, im schlimmsten Fall unausgefüllt, damit wir wenigstens wieder darüber verfügen können.

Dr. P. Suter, Reigoldswil,
G. Müller, Lausen.

* * *

Auf das Aerdwybliloch bezieht sich die nachstehende Sage mit ihren Variationen.

Warum die Zwerge aus dem Härdwybliloch verschwanden

Erzählt von Joh. Mohler-Schafroth, auf Erlenhof b. Thürnen, 80-jährig.

Als Buben trieben wir Sonntags oft in der Gegend der Thürnen-Fluh unser Wesen. Wir stiegen auch in den verschiedenen Höhlen herum, die dort oben sind, vorab in dem Härdwybliloch. Dort zwängt man sich zunächst durch eine enge Spalte in den Berg hinein, und ge-

langt bald in einen weitern Raum, welcher im Volksmund die «Küche» genannt wird, weil daselbst ein paar Felsrippen herunterhangen, gerade wie Speckseiten. Ein tischähnlicher Stein soll das letzte Ueberbleibsel der ehemaligen Bewohner dieses Ortes sein. Hinter der «Küche» treten wir in eine geräumige Halle , die hinten mit einer steilen Wand abschliesst. Klettert man über diese hinauf, so kann man oben durch ein Loch schlüpfen, welches früher grösser gewesen und im Laufe der Zeit zugewachsen sein soll.

Die Felswände der Höhle sind glatt und fest, ohne Risse, wie aus einem Guss.

Eine andere Höhle weiter oben, etwas links vom Härdwybliloch (gegen den Berg gesehen), heisst das Rheinsandloch, weil dort von jeher feinkörniger Schwemmsand gefunden wurde. Dieser sog. Rheinsand ist gelb und hat ein Korn wie Griess. Ehemals holte man davon, wusch ihn und verhausierte ihn als Streusand. Unterhalb der Fluh, im Walde drinnen, entsprang das Goldbrünnlein, aus dem vor Zeiten einer allwöchentlich einen Fingerhut voll Gold gewann.

Von den Härdwybli und Härdmännli erzählte mein Vater, dass sie gar schaffige Leutchen gewesen seien. Ueberall halfen sie den Dorfbewohnern, wo sie Not sahen. Armen brachten sie Mehl, und wo ein verjäteter Fruchtacker lag, darin alles gelb leuchtete von blühendem Senf, da schafften sie über Nacht Ordnung. Niemandem taten sie etwas zu leide. Einmal disputierten zwei Männer miteinander über diese niedlichen Leutchen. Der eine behauptete, sie hätten ungleich gestaltete Füsse, der eine sei zum Gehen, der andere zum Schwimmen eingerichtet. Um aus dem Gwunder zu kommen, fassten sie den boshaften Plan, Asche dorthin zu streuen, wo nach ihrer Annahme die Zwerge vorbeigehen mussten. Sie hatten nur zu guten Erfolg. Als am nächsten Morgen die Zwerglein von ihrer Arbeit heimwanderten, denn sie arbeiteten über Nacht, da entdeckten sie plötzlich zu ihrer grossen Bestürzung, dass ihre missgestalteten Füsslein auf dem mit Asche überstreuten Weg unverkennbare Spuren eingedrückt hatten. Voller Empörung verliessen sie den Ort und wurden nicht wieder gesehen. Von dem Tage an blieb auch das Goldbrünnlein für immer versiegt.

* * *

Hans Handschin in Diegten konnte die nachstehende Fassung der Sage in Erfahrung bringen:

Vor Zeiten sollen im Erdwibliloch bei Thürnen Erdmännchen und Erdweibchen gehaust haben. Diese fleissigen Leutchen verrichteten den Leuten nächtlicherweile mancherlei wertvolle Dienste auf Feldern und Aeckern. Zum Dank dafür stellten die Bauern, immer wenn sie gebacken hatten, den Rest Wähen auf den Tisch und verschlossen die Haustüre nicht. Die Erdmännnchen suchten dann jeweils die verschiedenen Häuser auf, von denen sie wussten, dass darin an diesem Tage gebacken worden war. Das geschah aber erst, nachdem sie ihre Arbeiten auf den Feldern und Aeckern verrichtet hatten. So ging das mehrere Jahre. Eines Tages führte ein Bauernsohn eine junge Frau aus der Stadt heim. Diese war sehr neugierig und wollte die Erdmännchen einmal selbst sehen. Als sie einmal Wähen bereitet hatte, stellte sie sich nachts hinter einer Türe auf. Vorher hatte sie Asche auf den Fussboden gestreut, denn sie wollte sehen, was für Füsse die

Erdmännchen hätten. Man erzählte sich nämlich, die Erdmännchen hätten gleiche Füsse wie die Hühner. Nach einer Weile schon kamen die Erdmännchen. Sie merkten aber sofort, dass ihnen hier eine Falle gestellt sei, nahmen die auf dem Tische liegenden Wähen zu sich und suchten das Weite. Seither hat man nie mehr etwas von den Erdmännchen gehört oder gesehen. Heute noch, wenn wir ins Erdwibliloch einsteigen, finden wir die Speckseiten, ganz versteinert natürlich, die sie hier gelassen haben sollen.

* * *

Eine weitere Abwandlung derselben Sage weiss von einem Bauern zu berichten, der sich in den Kopf gesetzt hatte, er wolle die Erdweiblein sehen. Denn es bekam sie selten jemand zu Gesicht, weil sie ihrer hilfreichen Tätigkeit meistens zur Nachtzeit oblagen. Besonders über ihre Füsse hoffte er Genaueres zu erfahren, weil darüber allerlei gemunkelt wurde, sie wären anders gestaltet als unsere menschlichen Füsse. Mit List kam er zu seinem Ziel. Er wusste, dass die kleinen dienstbaren Geister Wähen über alles liebten. Darum behängte er die eisernen Gitterstäbe des Küchenfensters mit Wähenstücken und belegte auch den ganzen Fenstersims mit diesem Leckerbissen. Davon liessen sich die Zwerglein denn auch richtig anlocken. Voller Freude machten sie sich darüber her. Erst als sie sich schon eine Weile an der Süssigkeit ergötzt hatten, wurden sie plötzlich gewahr, dass sie beobachtet wurden, und dass ihre Füsslein auf dem mit Asche bestreuten Fussboden unzählige Abdrücke hinterlassen hatten. Voller Ingrimm und tiefer Beschämung verliessen sie den Ort, um nie mehr wiederzukehren. M.

Volksbräuche um Weihnachten

Die beiden heiligen Zeiten, Weihnachten und Passionszeit, in welche unsere wichtigsten christliche Festtage fallen, sind reich an allerlei Volksbräuchen. Versuchen wir hierüber einen Ueberblick zu gewinnen, wobei wir uns aber bewusst bleiben müssen, dass nicht jede letzte Einzelheit erfasst oder dargestellt werden kann. Noch weniger kann es sich in unserm engen Rahmen darum handeln, Untersuchungen darüber anzustellen, welche dieser Bräuche auf den Einfluss des Christentums und christlicher Legende zurückgehen, und welche im alten germanischen Heidentum verwurzelt sind. Letzteres dürfte viel mehr der Fall sein, als man zu glauben geneigt ist, ganz besonders bei den Bräuchen, die sich um den St. Nikolaustag reihen und bei den verschiedenen Lärmveranstaltungen, die weniger ein christliches Läuten darstellen, als viel mehr einen «Heidenlärm», womit die bösen Wintergeister verscheucht und vertrieben werden sollten. Wenn unsere Altvordern solche Bräuche in die Zeit der kürzesten Tage verlegten, so hatten sie ja am meisten Aussicht auf Erfolg, denn bald stieg ja das Sonnengestirn wieder höher, von ihnen freudig begrüsst mit dem Sonnenwendfest (oder Julfest). Es war eine geschickte Anordnung der christlichen Kirche, dass sie im 4. Jahrhundert das Weihnachtsfest auf diese Zeit verlegte. Die christlichen Missionare, die unsere Gegenden bereisten, konnten den bisherigen Festlichkeiten, welche die Neubekehrten nicht gerne preisgaben, eine feine Umdeutung geben, indem